

„Die Form folgt dem Gefühl“

Über die Schulter geschaut: Der Beruf des Produktdesigners



OP-Leuchte für die Medizintechnik: Klare Gestaltung unter Berücksichtigung der Hygieneanforderungen im medizinischen Bereich

Bild: Privat

Reinhard Huschke

„Hässlichkeit verkauft sich schlecht“ – diese Erkenntnis des Design-Pioniers Raymond Loewy gilt in Zeiten zunehmender Produktvielfalt mehr denn je. Für den Markterfolg eines neuen Produktes ist es entscheidend, dass sich dessen „inneren Werte“ auch in einem attraktiven, unverwechselbaren Äußeren ausdrücken. Die ideale Form für ein Produkt zu finden, ist Aufgabe des Produktdesigners. Für seinen Beruf braucht er nicht nur ein geschultes Auge, sondern auch viel technisches Verständnis.

Der Freiburger Produktdesigner Alexander Stoffel (40) hat in den bald 14 Jahren seiner Berufstätigkeit schon zahlreiche, sehr unterschiedliche Produkte in Form gebracht – Geschirr, Büromöbel,

Reisekoffer, Mess- und Laborgeräte – ja sogar ein Tränkeautomaten für Kälber und Ferkel war einmal dabei. Er begreift seinen Beruf als eine Herausforderung. „Auch aus zunächst unspektakulären Produkten lässt sich ästhetisch wie funktional viel herausholen“, weiß er.

Ein Spannungsprüfer zum Beispiel gehört zur Standardausrüstung eines jeden Elektrikers. Und was Stoffel daraus gemacht? Seine Grundidee war so einfach wie pfiffig: Die Messspitzen des Gerätes können seitlich weggeklappt werden, so dass sie kein Verletzungsrisiko darstellen. Entstanden ist zuletzt ein handliches Gerät, das hochwertig aussieht und auf dem Markt erfolgreich angenommen wurde (Abbildung S. 6). Für die Gestaltung wurde Alexander Stoffel beim Internationalen Designpreis 2000 des Designercenters Stuttgart ausgezeichnet. Meist arbeitet Stoffel mit seiner Agentur PARA-Design für mittelständische Unternehmen aus der Region: „Viele der hier ansässigen Firmen entwickeln Produkte auf hohem technischen Niveau. Diese Wertigkeit versuche ich in einer qualitätsvollen Gestaltung zum Ausdruck zu bringen.“ Schließlich seien auch Techniker Menschen und daher bei der Kaufentscheidung nicht frei von emotionalen Beweggründen: „Der Mensch ist nur mal visuell orientiert“, weiß der Designer. „Deshalb verkaufen sich lieblos und unüberlegt gestaltete Produkte schlecht.“ Für ein besser gestaltetes Produkt seien die Kunden auch bereit, einen höheren Preis zu zahlen.

„Gutes Design“ – was ist das?

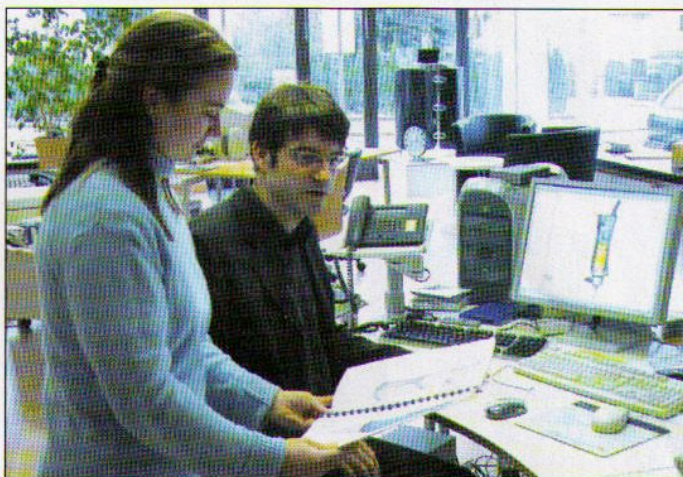
„Wenn ein unpraktisches Möbel gut aussieht, stammt es von einem Designer“, spottete einst Robert Lembke. Darin steckt der Vorwurf, Designer hätten nur die schöne Oberfläche eines Produktes im Sinn. Doch zur „guten Gestalt“ gehört viel mehr als nur die Ästhetik: Im Kern geht es darum, eine Form zu finden, die einem Produkt die bestmögliche Gebrauchsqualität verleiht. Dazu gehören auch Aspekte wie Ergonomie und Sicherheit – wie bei dem erwähnten Spannungsprüfer. Technik, Funktion und Aussehen müssen ein stimmiges Ganzes ergeben. „Design ist ein wichtiger Baustein, allerdings muss auch der Rest stimmen. Wenn ein Produkt nicht funktioniert, ist also nicht immer der Designer schuld!“

Um ein möglichst gutes Ergebnis zu erreichen, sollte der Produktdesigner eng mit den Konstrukteuren des Kunden zusammenarbeiten – wie etwa bei dem gleichfalls von Alexander Stoffel gestalteten Dispergiergerät: Dieses Gerät (das ähnlich wie ein Pürierstab funktioniert und vor allem in Labors zum Zerkleinern oder Emulgieren zum Einsatz kommt) sollte nicht nur ergonomisch bedienbar, sondern an seiner Form auch auf Katalogfotos sofort als Handgerät erkennbar sein, was der Designer durch eine geriffelte Gehäuseoberfläche mit Griffmulden erreicht hat.

Neben Optik, Funktion und Ergonomie gibt es noch weitere Aspekte, die beim Produktdesign eine wichtige Rolle spielen: Kostenoptimierung und Produzierbarkeit – also Anzahl und Kosten der verwendeten Werkzeuge und die Wahl des passenden Herstellungsverfahrens. So besteht das Gehäuse des Dispergiergeräts nur aus zwei Schalen, die zudem so geformt sind, dass sie nicht nur optimale Festigkeit und Wärmeabfuhr gewährleisten, sondern den maximalen Gestaltungsfreiraum für das Marketingziel eines „Handgerätes“ nutzt – ein anschauliches Beispiel für das moderne Designcredo: „Die Form folgt dem Gefühl“.

Vor allem Dienstleister

Der Produktdesigner gehört zu den gestaltenden Berufen. We-



Alexander Stoffel zusammen mit einer Praktikantin bei der Entwurfsarbeit für das im Text erwähnte Dispergiergerät
Bild: Privat

sentliche Voraussetzung für seine Arbeit sind ein geschultes Auge, er muss räumlich sehen können. Da Design jedoch keine „freie Kunst“ ist, sondern im Auftrag entsteht, muss der Designer auch die Anforderungen seiner Kunden verstehen. Dazu benötigt er Marketingkenntnisse, um die Verkaufsziele des Kunden zu erkennen und zu berücksichtigen – er muss sich auch über die Zielgruppe und den Endpreis seines Produkts Gedanken machen. Ebenso wichtig ist ein umfassendes technisches Verständnis – nur so kann er die Funktionsweise eines Produkts begreifen. Dies gilt umso mehr für technische Produkte mit komplizierten Funktionen.

Hinzu kommt die Kenntnis der wesentlichen Materialeigenschaften und Verarbeitungsprozesse: Welcher Werkstoff ist für den Verwendungszweck am besten geeignet, wie stark muss etwa das Material sein, damit sich das Gehäuse bei Erwärmung des Geräts nicht verzieht? Wie ist die Oberflächenwirkung, lässt sich das Material lackieren oder auf andere Weise veredeln? Und wie teuer ist die Herstellung? Gibt es vielleicht eine kostengünstigere Alternative? „Es geht beim Produktdesign nicht darum, künstlerische Visionen zu realisieren, sondern darum, eine Aufgabe unter einer Vielzahl von Vorgaben optimal zu lösen“, sagt Stoffel. „Der Produktdesigner ist vor allem Dienstleister.“ Man müsse sich in jedes Thema neu einfinden, die Zielgruppen verstehen können; zudem sei eine enge Zusammenarbeit mit dem Kunden und seinen Konstrukteuren und Verfahrens-

technikern unabdingbar – man müsse also auch die Sprache der Ingenieure sprechen.

Wie arbeitet ein Produktdesigner?

Technisch geht es auch bei der täglichen Arbeit zu: Entwürfe



Spannungsprüfer „Polaris“ mit patentiertem Klappmechanismus für die Mess-Spitzen, ausgezeichnet beim internationalen Designpreis Baden-Württemberg 2000 des Designcenters Stuttgart Bild: Privat

werden in der Regel nicht manuell angefertigt, sondern mit Hilfe spezieller CAD-Programme, so genannter 3D-Modeler. Durch die elektronische Bearbeitung wird viel Zeit gespart, da die fertigen Entwürfe des Designers direkt in die Konstruktionssoftware des Kunden übernommen werden können. Die ersten Konzepte entstehen allerdings nach wie vor mit Papier und Bleistift: „Freihändig zeichnen zu können ist eine Grundqualifikation für jeden Produktdesigner“, unterstreicht Alexander Stoffel, „das schult nicht nur die eigene Vorstellungskraft, sondern erleichtert auch die Kommunikation mit den Kunden.“

Organisatorisch gibt es mehrere Möglichkeiten, wie ein Produktdesigner arbeiten kann: Alexander Stoffel begann seine Tätigkeit als Angestellter in einer Design-Agentur, seit 1996 ist er selbständiger Inhaber seiner eigenen Agentur PARA-Design. Aber auch die Industrie beschäftigt fest angestellte Designer. Daneben gibt es viele ausgebildete Produktdesigner, die aus dem klassischen Berufsbild ausscheren und ihre Aufgabe in verwandten Bereichen finden – beispielsweise in der Ausstellungskonzeption in Museen oder Designcentern, im Messebau, in der Ladengestaltung oder als Fachjournalisten.

Wie wird man Produktdesigner?

Trotz der hohen und vielfältigen Anforderungen und des beschränkten Stellenangebots besitzt der Beruf des Produktdesigners eine hohe Attraktivität. Doch nicht jeder, der gerne „etwas mit Design“ machen möchte, ist für diese Arbeit geeignet. Durch die vierjährige Ausbildung an einer Hoch- oder Fachhochschule allein erlangt man noch nicht die erforderlichen Befähigungen. Vor der Aufnahme des Studiums muss der angehende Produktdesigner – oder die angehende Produktdesignerin – wie bei einem Kunst- oder Musikstudium in der Regel die „künstlerische Eignung“ in einer Aufnahmeprüfung nachweisen.

Unverzichtbar für eine erfolgreiche Karriere im Produktdesign ist eine einschlägige Begabung. Alexander Stoffel erinnert sich: „Seit frühester Jugend hatte ich eine Leidenschaft fürs Fotografieren und Zeichnen, und auch die Tech-

nik hat mich schon immer fasziniert.“ Bei einem einjährigen Kurs an der Kunstgewerbeschule Basel, den er vor seinem geplanten Studium absolvierte, lernte er das Berufsbild des Produktdesigners näher kennen – und wusste sofort, dass er darin seine Berufung gefunden hatte. „Natürlich muss man dann auch schauen, wo der Markt ist. Deshalb habe ich meine Agentur in einer Region aufgebaut, in der es viel mittelständische Industrie gibt. Viele meiner Kunden wissen es zu schätzen, dass sie ihren Produktdesigner in räumlicher Nähe haben und nicht aus München oder Berlin einfliegen müssen – dies erleichtert die Zusammenarbeit wesentlich.“

Alexander Stoffel, Inhaber der Design-Agentur PARA-Design, lebt und arbeitet in Freiburg im Breisgau. Für Fragen rund um das Thema Produktdesign steht er unseren Lesern gern zur Verfügung: www.para-design.de

Die Ausbildung zum Produktdesigner

- Vierjährige Ausbildung an einer Hoch- oder Fachhochschule; Zugangsvoraussetzungen: Hoch- bzw. Fachhochschulreife, meist auch eine Eignungsprüfung
- Einschlägige Hoch- und Fachhochschulen findet man u.a. in der Broschüre „Bildung und Beruf“ (aktuelle Ausgabe bei der Agentur für Arbeit kostenfrei erhältlich)
- An vielen Hoch- und Fachhochschulen gibt es Info-Veranstaltungen zu den angebotenen Studiengängen
- Beratung bietet auch der Verband Deutscher Industrie Designer e.V. (VDID), www.vdid.de



Hocker „Joey“: Flexibel gelagerte Sitzfläche für ergonomisch richtiges Sitzen.

Bild: Privat